

# Männlichkeit als Risiko<sup>1</sup>

*Dr. Michael M. Zwick  
Stuttgart 2003*

Es ist das Verdienst der Frauenbewegung, die vielfältigen Benachteiligungen von Frauen im öffentlichen und privaten Leben thematisiert und teilweise auch zu ihrer Beseitigung beigetragen zu haben. Allerdings erweist sich ihr Ansatz bei genauerem Hinsehen als einseitig. Ist man nämlich bereit, die soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern unter nüchterner Perspektive neu aufzurollen, dann stellt sich die Formel vom Mann als ›Sieger‹, ›Täter‹, ›Unterdrücker‹ oder ›Vergewaltiger‹ als vorschnell und einseitig heraus: Die meisten ihrer Gattung genügen diesen Stereotypen nicht. Bei *Stereotypen* handelt es sich um Bilder mit einseitig verdichteten Eigenschaften von Personen oder Personengruppen. Problematisch wird es dann, wenn diese Zerrbilder von Wirklichkeit mit der Wirklichkeit selbst verwechselt werden, wenn sie als Bewertungsmaßstäbe ge- oder mißbraucht werden oder wenn sie eine Leitbildfunktion annehmen und beispielsweise Vorstellungen von ›richtigem Mannsein‹ transportieren. Wie ein Vergleich von ›typisch männlichen‹ und ›typisch weiblichen‹ Erziehungszielen zeigt, läßt sich aus diesen Stereotypen unschwer ableiten, wie man Kinder männlichen Geschlechts zu ›richtigen Männern‹ zu erziehen hat. Die nachfolgenden Überlegungen haben weniger mit konkreten Männern zu tun, als vielmehr mit jenen Stereotypen, die gesellschaftlich wirksam werden und für die ungleiche Verteilung von Lebenschancen und Risiken verantwortlich sind. Daneben richtet sich der Blick auf diejenigen Institutionen, die mit der Sozialisation von Kindern und Jugendlichen befaßt sind; die sich bei der Erziehungsarbeit solcher Leitbilder bedienen, und zwar ungeachtet der damit verbundenen Gefährdungspotentiale für die betreffenden Subjekte.

Sowohl Frau- als auch Mann-Sein ist in unserem Kulturkreis mit bestimmten *Chancen und Risiken* behaftet, die sich auf verschiedenste Lebenssphären erstrecken: Auf das Familien- und Berufsleben nicht weniger als auf unseren Umgang mit Körper und Gefühlen, auf psychosoziale Entfaltungschancen und soziokulturelle Identifikationsmuster. Grob vereinfachend könnte man die Benachteiligung der *Frau* eher der *sozioökonomischen bzw. soziokulturellen Sphäre* zuordnen, während die Risiken, denen *Männer* vorwiegend ausgesetzt sind, eher als *psychosomatisch bzw. psychosozial* einschließlich abweichenden Verhaltens beschrieben werden können. Es kann nicht darum

gehen, den Spieß gegen die Frauenbewegung und ihre Ziele umzudrehen; vielmehr gilt es, den Blick auf die Kehrseite der Medaille der ›geschlechtsbezogenen gesellschaftlichen Ungleichheit‹ zu richten: Mögen die höchsten Einkommen und die am meisten wertgeschätzten Berufe und Positionen vorwiegend Männern zufallen, so heißt das nicht, daß die betreffenden Rollenspieler und Positionsinhaber dafür keinen Preis zu zahlen hätten. Mann-Sein bietet nicht nur Chancen, sondern hält, wie zu zeigen sein wird, auch besondere Risiken bereit.

Allzu verführerisch klingt das Versprechen, geschlechtsspezifische Unterschiede auf *genetische Faktoren* zu reduzieren.<sup>2</sup> Zum Einen bestimmen Gene das Geschlecht einer Person. Zum anderen wird versucht, über die genetische Prägung des geschlechtsspezifischen Hormonstatus individuelles und kollektives Verhalten der Spezies Mann zu erklären. Bei genauer Betrachtung wird jedoch das Unvermögen, Genotypus und Phänotypus theoretisch zu verbinden, offensichtlich: Menschliches Handeln ist komplex angelegt und nicht weniger gesellschaftlich überformt als das Erlernen und die Übernahme sozialer Rollen. Wie sich am Beispiel des Krieges versinnbildlichen läßt, sind biologische Erklärungsversuche, die über die genetisch bedingte hormonelle Situation von Männern laufen oder anthropologische Ansätze, die hinter Kriegen beispielsweise verbesserte Fortpflanzungschancen für Männer vermuten,<sup>3</sup> jedoch abwegig: Bei der Ausbildung von Männern zu Kriegern, der Organisation von Armeen, der Produktion von, und ihrer Ausstattung mit Waffen, aber auch bei der politischen Festlegung auf bestimmte Feindbilder und Kriegsziele, handelt es sich um soziale Konstrukte. Sie fußen auf politischem Willen und auf einer langen Kette von Entscheidungen. In die Tat umgesetzt bergen sie handfeste Risiken, die vor allem jungen Männern aufgebürdet werden. Historische, inter- und subkulturelle Unterschiede machen deutlich, daß es sich bei den vorherrschenden Erscheinungsformen von Männerwelten weder um biologische Determinismen noch um anthropologische Konstanten handelt, sondern um kollektive gesellschaftliche Konstruktionen bzw. erlerntes Rollenverhalten.<sup>4</sup> Der Mensch ist ein zutiefst soziales Wesen. Ungeachtet der verschiedenartigen genetischen Ausgangsbedingungen beruht die Menschwerdung auf einem langanhaltenden Prozeß des Lernens, in dem wir uns die uns umgebende Kultur aneignen. Dazu gehört umstandslos auch das Erlernen gesellschaftlich vorgeprägter Geschlechtsrollen und die Herausbildung einer Geschlechtsrollenidentität. Dieser Prozeß der ›Enkulturation‹ wird zeitlebens von einer ›biographischen Aufschichtung von Erfahrungen‹<sup>5</sup> begleitet, die den Kern menschlicher Identität ausmachen. Bei der Erforschung des menschlichen Wesens, mehr noch, des Menschen als Träger sozialer Rollen, können ›essentialistische‹ Argumente, die das Wesen des Menschen in natürlichen Gegebenheiten vermuten, ad acta gelegt werden. Ihr Einsatz läuft nicht selten darauf hinaus, bestehende soziale Ungleichheiten als naturgegeben

festzuschreiben. Michael Meuser führt z.B. den Nachweis, daß, wenn es um die Erforschung geschlechtsspezifischer Unterschiede und die wissenschaftliche Charakterisierung der Wesenheiten von Männern und Frauen geht, der Rückgriff auf solche ›essentialistischen‹ Argumente schnell auf die Rechtfertigung der herrschenden Geschlechterordnung hinauslaufe, die Schwäche und Unterlegenheit des Weiblichen, sowie die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern als ›naturgegeben‹ zementiere.<sup>6</sup> In Zeiten, in denen die moderne Humangenetik überwunden geglaubten naturalistischen Deutungsversuchen des Sozialen Vorschub leistet, sei deshalb an das Durkheimische Postulat erinnert, Gesellschaftliches nur mit Gesellschaftlichem zu erklären!<sup>7</sup> In weiten Teilen der Genderforschung hat sich deshalb die Einsicht durchgesetzt, daß Geschlecht nicht biologisch determiniert sondern sozial definiert, konstruiert und erlernt ist.<sup>8</sup> Die Schemata, wie man sich als Mann oder Frau ›richtig‹ verhält, sind, das belegt ihre interethnische Variabilität, gesellschaftlich definiert. Geschlecht ist das Produkt gelebter sozialer Praxis.<sup>9</sup> Geschlecht tendiert dazu, sich habituell zu verfestigen, sich in meist unbewußten Handlungsvollzügen zu äußern und gesellschaftlich zu reproduzieren.<sup>10</sup>

Es ist das Verdienst der Soziologie, die Geschlechterproblematik als Formen sozialer Ungleichheit gedeutet zu haben. Eine Ungleichheit an Lebens- und Selbstverwirklichungschancen, der durchschnittlichen Verteilung von Einkommen, Vermögen, beruflichem Prestige und Macht, aber auch an verschiedenartigen sozialen, psychischen und somatischen Risiken, deren Ursprung nahezu ausschließlich in den geschlechter-spezifisch unterschiedlichen Sozialisationsbedingungen liegen. Geschlechterrollen werden ein Leben lang erlernt, sukzessive verinnerlicht und - teils offen, teils subtil - zur Grundlage menschlichen Entscheidens und Handelns. Auf diese Weise, sowie durch das interessengeleitete Handeln einiger Institutionen werden Geschlechterstereotypen fortwährend reproduziert und verfestigt. Die Geschichte der geschlechtsspezifischen sozialen Ungleichheit ist eine Frage, auf die die Soziologie *sozialisations- und rollentheoretische Antworten* zu geben hat.

»Jungen werden nicht als Jungen geboren, sondern dazu gemacht. Durch Beeinflussungsmechanismen der Eltern werden Jungen darauf gedrillt, sich ›typisch männlich zu verhalten.«<sup>11</sup> Manche Eltern werden beteuern, sorgsam darauf zu achten, diese Mechanismen zu vermeiden und beispielsweise dem Bias geschlechtstypischer Spielsachen entgegenzuwirken. Doch Bründel und Hurrelmann verweisen zum einen darauf, daß der *Geschlechterbias im Erziehungsverhalten* zum Teil sehr subtil abläuft - was mehrfach empirisch belegt wurde.<sup>12</sup> Zum anderen machen sie deutlich, daß sich der Sozialisationsprozeß keineswegs allein in den häuslichen vier Wänden abspielt, sondern sozial komplex strukturiert ist und sich auf das gesamte Leben von Menschen

erstreckt. Folgerichtig gelangen sie zu dem Urteil: »Geschlecht und Geschlechterrollenidentität werden durch soziales Handeln, das immer geschlechtsbezogen ist, erworben, und zwar nicht innerhalb einer abgrenzbaren Lebensphase, sondern in einem permanenten und lebensbegleitenden Konstruktionsprozeß aktiv hergestellt und ständig in sozialen Praktiken eingeübt. Sowohl Jungen und Männer als auch Mädchen und Frauen eignen sich ihr Geschlecht fortwährend selbst an und werden darin von anderen unterstützt.«<sup>13</sup> Der Prozeß der Mann- bzw. Frauwerdung nimmt im Elternhaus seinen Ursprung und findet seine Fortsetzung in Kindergarten, im Kreise der Peers, in der Schule, beim Sport, durch Medieninhalte, in Partnerschaften, beim Kontakt mit gesellschaftlichen Institutionen und Organisationen und im Erwerbsleben. Mag der Bias im Einzelfall auch schwach ausgeprägt sein, so kann sich in der Summe doch ein recht starker Effekt einstellen. Dann nämlich, wenn all diese Institutionen die vorherrschenden Geschlechterstereotypen ratifizieren und das soziale Geschlecht in gleicher Richtung beeinflussen. Die Attribute, die Jungen oder Männern zugeordnet werden, sind Kraft, Aggression, Mut, Härte, Abenteuerlust und Erlebnishunger, Waghalsigkeit, Unabhängigkeit, Selbstbehauptung, Durchsetzungsfähigkeit, Machtausübung und Dominanzverhalten, Wettbewerb, Konkurrenz, Leistungs- und Berufsorientierung, ein starker Wille zu Siegen, Sach- und Technikkompetenz, sowie eine besondere Neigung zu Regelverstößen. Auch Gewalt wird vorwiegend mit Männlichkeit assoziiert.

Worin liegen nun die besonderen *Risiken*, denen Männer ausgesetzt sind? Männer haben in Deutschland eine um 6 Jahre kürzere Lebenserwartung als Frauen<sup>14</sup>, Männer und vor allem männliche Jugendliche zeigen in Verkehr, Freizeit und Sport ein besonderes Risikoverhalten und verunglücken weitaus häufiger als Frauen: Von den durch Unfälle mit Transportmitteln Verstorbenen waren in Deutschland 2001 73% Männer und 27% Frauen<sup>15</sup>. Männer dominieren mit 89% bei den unter Alkoholeinfluß verunfallten Autofahrern.<sup>16</sup> Bei durch Verletzungen, Vergiftungen und äußeren Einwirkungen Getöteten beträgt das Verhältnis 63% zu 37%.<sup>17</sup> Männliche Jugendliche, Heranwachsende und Erwachsene dominieren die Kriminalitätsstatistik sowohl auf Tatverdächtigen- (3.4:1), der Verurteilten- (4.5:1)<sup>18</sup> als auch auf der Opferseite: Wie eine jüngst durchgeführte, bundesweite Studie belegt, »prügelt sich mehr als ein Drittel aller Schüler mindestens einmal im Monat. Jeder Zehnte wendet regelmäßig körperliche Gewalt gegen Mitschüler an, um seine Forderungen durchzusetzen, und rund sechs Prozent kommen mit einem Messer oder Reizgas in die Schule.«<sup>19</sup> Gleichzeitig ist festzuhalten, »wenn auf dem Schulhof geprügelt wird oder Jugendgangs Terror verbreiten, dann trifft es weitaus häufiger Jungen als Mädchen«<sup>20</sup>. Dieses Muster scheint sich im weiteren Lebensverlauf fortzusetzen: Durch tätliche Angriffe kamen in Deutschland im Jahr 2000 mehr Männer als Frauen ums Leben.<sup>21</sup> Männer führen die Suchtstatistik an - im Jahr 2000 wurden achteinhalb mal mehr Männer wegen

Verstoßes gegen das Betäubungsmittelgesetz verurteilt als Frauen<sup>22</sup>, sie dominieren aber auch bei Tabak- und Alkoholabusus.<sup>23</sup> Männer scheinen über ihre Verhältnisse zu leben: Sie tendieren offensichtlich dazu, nicht auf ihren Körper und seine Signale zu achten.<sup>24</sup> Auf den ersten Blick erscheinen sie robuster und weniger krank als Frauen. Sie suchen seltener und erst in späteren Krankheitsstadien den Arzt auf. Zieht man die Todesursachenstatistik zu Rate und untersucht, um Alterseffekte zu vermeiden, die Gruppe der 45-65jährigen, also Personen, die deutlich unter der durchschnittlichen Lebenserwartung liegen und ›normalerweise‹ nicht mit dem Ableben rechnen müßten, dann werden interessante Muster erkennbar: Männer dominieren vor allem bei solchen Todesarten, deren Grunderkrankungen als Antwort des Körpers auf fortwährende Überforderung, Dominanzverhalten und mangelnde Rücksichtnahme auf den Körper und dessen Warnsignale gedeutet werden können: Bei Krankheiten des Kreislaufsystems, die einen tödlichen Ausgang nehmen, liegen sie um den Faktor 2.9 vor den Frauen, bei Herzinfarkten sogar um das 4.1-Fache und bei Schlaganfällen um das 2.3-Fache.<sup>25</sup> Die Schlußfolgerung liegt nahe: »Männlichkeit ist ... für sich genommen ein Risikofaktor.«<sup>26</sup>

Aber auch das Image von der Maskulinität als dem *starken Geschlecht*, ist prekär: Pränatal sterben mehr männliche als weibliche Föten. Dieses Muster setzt sich bei Säuglingen fort: Je 100.000 Lebendgeborenen starben 2000 487 männliche aber nur 387 weibliche Säuglinge im ersten Lebensjahr.<sup>27</sup> In der Schule fällt das Gros der Lern- und Verhaltensstörungen auf das männliche Geschlecht. 2001 waren 64% der Sonderschüler männlichen Geschlechts, bei den Grundschulern lag ihr Anteil lediglich bei 51%.<sup>28</sup> In der Gruppe der 45 bis 65jährigen kommen mehr als dreieinhalb mal so viele Männer wegen psychischer Störungen ums Leben als Frauen.<sup>29</sup>

Männern sind die härtesten und schwersten *Berufe* vorbehalten, die große körperliche Anstrengungen erfordern; oftmals sind sie Wind und Wetter, Staub und Lärm, einseitigen Belastungen, hohen Unfallrisiken oder gesundheitsbelastenden Substanzen ausgeliefert. Auch der *Militarismus* ist eine männliche Domäne. Wie selbstverständlich wird von jungen Männern die Bereitschaft erwartet, bei Politikversagen auf den Schlachtfeldern der Welt ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Die Todesursachenstatistik weist für Deutschland für Männer eine um das Mehrfache höhere *Suizidrate* auf als für Frauen: Unter den 2001 durch eigene Hand Umgekommenen befanden sich 74% Männer und 26% Frauen<sup>30</sup>, bei den über 80jährigen übertreffen die Männer die Frauen um mehr als den Faktor 4. Sollte es zutreffen, daß das biologisch schwächere, männliche Geschlecht in die Rolle des starken, dominanten Geschlechts hineingedrängt wird, diese Rolle allmählich übernimmt und nicht wenige ihrer Gattung an den Folgen der fortgesetzten Überlastung erkranken oder vorzeitig sterben? Die offenkundige

Schwäche der Anthropologie liegt darin, über auf den ersten Blick plausible Erklärungen hinaus, kein empirisch fundiertes Wissen und belastbare Theorien bereitstellen zu können. Mit Verweis auf die Verhältnisse der Jäger- und Sammlerepoche wird gerne die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und - normativ gewendet - die Unterlegenheit der Frauen begründet; daß argumentative Rückgriffe auf die frühe Menschheitsgeschichte an den Rand der Beliebigkeit führen können, demonstriert Emile Durkheim, einer der Gründerväter der Soziologie. Er konstatiert, daß, je weiter man in prähistorische Zeiten zurückgehe, man immer geringere Unterschiede zwischen den Geschlechtern feststellen könne. Er gelangt zu der Einschätzung, daß die Frau damals »keineswegs das schwache Wesen [war]«,<sup>31</sup> die geschlechtsspezifischen physiologischen Unterschiede hätten sich durch Prozesse der zivilisatorischen Entwicklung, allen voran der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und der Reglementierung des zwischengeschlechtlichen Zusammenlebens erst allmählich herausgebildet.

»Ist es ein Mädchen oder ein Junge?« Haben Sie sich schon einmal gefragt, was diesem Satz eine so große Wichtigkeit verleiht? Seine Beantwortung setzt sogleich tief verankerte Vorstellungen darüber in Kraft, was von einem Jungen oder Mädchen schlechterdings erwartet werden darf, welche Rollen einem ›richtigen‹ Jungen oder Mann angemessen sind und wie diese Rollen idealiter auszufüllen sind. Diesen *Geschlechterrollen* liegen tradierte Schemata und Skripte zugrunde, die den Prozeß der Erziehung steuern: Wie hat man Kinder und Jugendliche in die ihnen zuge dachte Geschlechtsrollenidentität ›einzupassen‹?

Um die Sozialisationsbedingungen, wie sie die meisten Jungen heute vorfinden, ist es nicht zum besten bestellt: Wir leben zunehmend in einer ›vaterlosen Gesellschaft‹<sup>32</sup>, die Familien leiden unter zunehmendem Vätermangel: In Deutschland wird mittlerweile etwa jede dritte Ehe geschieden, in den Großstädten nahezu jede zweite - Tendenz steigend. Aber auch im Falle der Trennung von Partnerschaften bleiben die Kinder zumeist bei den Müttern.<sup>33</sup> Darüber hinaus verstärken die wachsenden Leistungsanforderungen im Arbeitsleben den Funktionsverlust von Vätern bei der Kindererziehung. Nüchtern betrachtet erweisen sich Medienberichte über den neuen, an Haushalt, Familie und Kindererziehung orientierten Mann, als Mär: »Väter engagieren sich - abgesehen von den ersten 14 Tagen nach der Geburt eines Kindes - noch weniger als Nicht-Väter bei der Hausarbeit. Nur jeder 20. Mann ist bereit, beruflich zugunsten der Hausarbeit oder der Kindererziehung zurückzustecken.«<sup>34</sup> Zwischen 1998 und 2000 haben in Deutschland lediglich 1.6% der Väter Erziehungsurlaub genommen.<sup>35</sup> Solche Zahlen entlarven den familienorientierten Vater, der aktiv an der Erziehung der Kinder teilhaben will, als Sonderfall, nicht als die Regel. Gerade die frühen Sozialisationsphasen sind bis heute vorwiegend Frauensache: Von der Tages-

mutter angefangen, über die Kindergärtnerin, bis zur Vor- oder Grundschullehrerin. All diese Beispiele verdeutlichen, daß Frauen die dominierende Rolle bei der Sozialisation von Kindern übernehmen. Dem Gros der Jungen kommt damit die männliche Identifikationsfigur abhanden: Ab einem bestimmten Alter müssen sie sich von der Frauenrolle distanzieren, wollen sie sich nicht den Sanktionen ihrer Geschlechtsgenossen aussetzen. Tun sie dies nicht, laufen sie Gefahr, als ›Schwächling‹, ›Weichei‹, ›Muttersöhnchen‹, ›Warmduscher‹ oder ›Heulsuse‹ verspottet zu werden. Im Umkehrschluß machen diese Begriffe deutlich, worauf es bei einer ›gelungenen‹ Männersozialisation ankommt: Auf Mut, Stärke, Toughness, Konflikt- und Durchsetzungsvermögen, auf die Fähigkeit, sich gegen körperliche Angriffe zur Wehr setzen zu können,<sup>36</sup> auf - oftmals übertriebene - sportliche Konkurrenz und Härte, Coolness, Imponiergehabe, aber auch auf den Verzicht von Weichheit, Sensibilität, Empathie und das Ausleben bestimmter Gefühle: »Jungen weinen nicht«, »Indianer kennen keinen Schmerz« und »benimm Dich gefälligst wie ein Mann!«. Solche Mechanismen führen dazu, »dass das gesamte männliche Geschlecht sich in punkto Herzlichkeit, Kreativität, Äußerung von Zuneigung und Gefühlsbetontheit selbst erhebliche Beschränkungen auferlegt. Allein das Eingeständnis, daß man zur Problemlösung fremder Hilfe bedarf, kann für Männer zum Problem werden - allzu leicht könnte das Hilfesuchverhalten, wie überhaupt das Zeigen von Verletzlichkeit, als persönliche Inkompetenz und Schwäche ausgelegt werden. Das scheint offenbar auch in ›Männergesprächen‹ zu greifen, die oftmals erstaunlich rational und sachorientiert geführt werden und um wenige dominante Themen kreisen: um den Beruf, Sport, um Technik bzw. ›Computer‹ und um Autos. Männer, die über persönliche Probleme sprechen, können hingegen leicht in den Verdacht geraten, schwach zu sein und nicht ›Manns genug‹, Schwierigkeiten selbst aus der Welt schaffen zu können. Herb Goldberg, ein amerikanischer Männerforscher hat mit Blick auf Geschlechterstereotypen eine rudimentäre Männlichkeitsskala entwickelt. Danach gelte man als umso ›männlicher‹, mit je weniger Schlaf man auskomme, je mehr Schmerzen man ertragen könne, je mehr Alkohol man vertrage, je weniger man sich um seine Ernährung kümmere, je seltener man andere um Hilfe bitte, je weniger man von anderen abhängig sei, je besser es gelinge, seine Gefühle zu kontrollieren und je weniger man auf seinen Körper achte.<sup>37</sup> Außerdem wird Mann-Sein mit Technik- und Politikkompetenz assoziiert, sowie mit der Fähigkeit, Kontrolle zu haben und Macht auszuüben.<sup>38</sup>

Was in der ›vaterlosen Gesellschaft‹ angesichts des kollektiven Mangels an männlichen Bezugspersonen fehlt, sind *lebenstaugliche und realistische Vorbilder* und die Bestätigung der ›gelungenen Männlichkeit‹. Anhand von Initiationsritualen - feierlichen Festen, die z.B. aus Anlaß eines Schul- oder Ausbildungsabschlusses oder des Erhaltes des Führerscheins gefeiert werden<sup>39</sup> - könnte es gelingen, die Sucht, nach immer neuen Männ-

lichkeitsbeweisen zu befrieden. Fehlen diese, entstehen Verunsicherungen und die Neigung, kulturell vorgefertigte Männlichkeitsschemata von Peergroups oder aus dem reichhaltigen Angebot der Massenmedien zu übernehmen. Die massenhafte Darstellung von Gewalt in den audiovisuellen Medien hat seit Jahrzehnten Medienkritiker auf den Plan gerufen. Die Werbebranche setzt Trends und Normen, formt und verbreitet Leitbilder - auch und gerade Geschlechterstereotypen<sup>40</sup> -, deren gesellschaftliche Wirksamkeit unter Erfolgszwang steht. Ähnliches ließe sich vermutlich auch für die von den Musiksendern verbreiteten Klischees nachweisen. Bei den Soap operas des Vorabendprogramms ist die klischeehafte Verdichtung von vermeintlichem Alltagsleben geradezu paradigmatisch.<sup>41</sup>

Durch die kollektive Wahrnehmung unrealistischer, verzerrter ›männlicher Lebensmodelle‹ kann das, was Connell als ›hegemoniale Männlichkeit‹<sup>42</sup> bezeichnet hat, entstehen: Die Neigung, den eigenen Einfluß-, Kontroll- und Herrschaftsbereich fortwährend zu erweitern, und, um der verunsicherten männlichen Identität willen, mit ungezügelter Leistungs- und Konkurrenzverhalten die benötigten Erfolge zu erzielen und aufkommende Zweifel an der Erfüllung der männlichen Geschlechterrolle abzuwehren. Seit Max Weber wissen wir, daß das kapitalistische Wirtschaftssystem die Gesellschaft nach eigendynamischen Marktmechanismen umformt und die Menschen dazu bringt, sich als formal freie Rechtssubjekte auf den durch Wettbewerb geprägten Märkten zu ›bewähren‹.<sup>43</sup> Dieses System, folgert Biddulph, habe vor allem die Männer versklavt, die zumeist einseitig auf das Berufsleben fixiert seien und darin oftmals den Kern ihrer Identität sehen. Es habe sie in ökonomische Einheiten transformiert, deren vornehmstes Ziel häufig weniger die Selbstverwirklichung sei, sondern Geld zu machen.<sup>44</sup> Die Folgen dieser Entwicklung sind ein einseitig auf Erwerbsarbeit ausgerichtetes Leben, der Verlust nicht auf Arbeit bezogener Kompetenzen, das Verkümmern von Interessen und Freundschaftsnetzwerken. Die starke Berufs- und Leistungsorientierung kann darüber hinaus für Männer die Neigung fördern, sich fortwährend zu überfordern. ›Zähne zusammenbeißen, Augen zu und durch‹ scheint vielfach ihre Devise zu sein. Anstatt die Signale des Körpers erst zu nehmen, werden psychische und seelische Belastungen, die aus solchen Überlastungen resultieren, nicht selten mit Alkohol<sup>45</sup>, Nikotin<sup>46</sup>, Koffein oder Tabletten unterdrückt.

Der Mangel an alltagstauglichen Vorbildern und Mentoren gilt auch für das Gebiet der *männlichen Sexualität*.<sup>47</sup> Der Stereotyp der ›harten Männlichkeit‹ verträgt sich schlecht mit Einfühlungsvermögen, Zärtlichkeit gerät schnell zum Zeichen von Schwäche. Zwischen Männern ausgetauscht, liegt sogleich der Homosexualitätsverdacht in der Luft. Der ›Macho‹ ist dabei ebenso ein soziales Klischee, wie der einsam entscheidende, von Gott und den Frauen verlassene Westernheld, oder Männer vom Typ

›Rambo‹, die die Welt nach eigenem Gutdünken gewaltsam umkrepeln wollen. Nicht viel besser ist es um das Klischee des androgynen ›Softie‹ bestellt, der Twrznik zufolge auf die Figur eines ›unauthentischen Weichlings zulaufe, dem das Rückgrat fehle, für eigene Interessen einzustehen.‹<sup>48</sup> In Ermangelung erfahrener, wohlmeinender Mentoren, werden Jugendliche anfällig für solche Modetrends. Nach Orientierung suchend, greifen sie mangels Alternativen auf durch Peers oder massenmedial vermittelte Skripte über ›richtiges Mann-Sein‹ und ›gelungene‹ Sexualität zurück. Wie Bernard Zilbergeld anhand von Bestsellerliteratur nachweist, handelt es sich dabei selten um realistische, praxistaugliche Informationen. Stattdessen prägen abenteuerliche Mythen das Bild ›richtiger‹ Sexualität, die von Jugendlichen und Männern selten erfüllt werden können. Sie laufen auf eine Überforderung des männlichen Parts hinaus und scheinen - als Richtschnur alltäglichen Handelns wahrgenommen - kaum geeignet, zu einer befriedigenden Sexualität beizutragen: Er resümiert, daß es »angesichts des Mangels an guten Beispielen für zärtlichen Sex wenig überraschend [sei], daß viele Männer Sex für ein rauhes Geschäft für harte Männer halten.«<sup>49</sup> Versagensängste, Frustrationen und Unzufriedenheit in der Partnerschaft können dadurch gefördert werden. Seine Analysen unterstreichen, »daß die von uns erlernten Regeln und Verhaltensmuster destruktiv sind und uns höchst unzureichend auf ein befriedigendes und lustvolles Geschlechtsleben vorbereiten.«<sup>50</sup> Bründel und Hurrelmann gehen sogar so weit, von einem »aggressiven Sexualverhalten« zu sprechen, zu dem »männliche Jugendliche erzogen« werden.<sup>51</sup> Die ›ungeschriebenen männlichen sexuellen Drehbücher, die ihnen über Medien, über das Verhalten der Erwachsenen und von Gleichaltrigen vermittelt werden, führten zu Angeberei, waghalsigen und draufgängerischen Aktionen und Imponiergehabe, um beim weiblichen Geschlecht die nötige Aufmerksamkeit zu erzielen.‹<sup>52</sup> ›Richtige‹ Männlichkeit muß ihre Leistungsfähigkeit unter Beweis stellen, am besten durch nachzählbare sexuelle ›Erfolge‹. Obgleich große Anteile von Männern mit ihrem Geschlechtsleben unzufrieden sind, riskieren sie, als unmännlich angesehen zu werden, wenn sie Probleme eingestehen und um Hilfe suchen; schließlich habe man als ›richtiger Mann‹ zu wissen, wie ein ›erfolgreiches‹ und erfülltes Geschlechtsleben aktiv herzustellen sei.<sup>53</sup> Auch diese Medaille hat zwei Seiten. Auf der einen wird Sexualität, ähnlich dem Sport oder Arbeitsleben, jenen Lebensbereichen zugeordnet, die anhand von Leistungskriterien beurteilt werden. Zum anderen droht deshalb die Gefahr der Herabwürdigung und Trivialisierung des Geschlechtslebens: Für Steve Biddulph ist es von der sexuellen Leistungs- und Erfolgssemantik bis zur »Banalisierung und Herabsetzung der Sexualität« mit Suchtcharakter nur ein kleiner Schritt.<sup>54</sup> Nicht selten gerät die Sexualität auch zur Bühne bloßer Machtdemonstration.<sup>55</sup> Ergänzend ist zu sagen, daß sich derartige alltagsfremde Skripte für männliche Verhaltensmuster keineswegs nur in der Belletristik wieder finden. Sie sind fester Bestandteil der Print- und Funkmedien, von wo aus sie - subtil oder ungeschminkt

- ihre soziale Deutungs- und Gestaltungsmacht entfalten können. Und: sie erstrecken sich keineswegs nur auf das engere Gebiet der Sexualität, sondern auf alle möglichen Facetten männlichen Lebens.

Was fehlt, sind realistische, alltagstaugliche Konzepte, die es Männern gestatten, eine authentische, sozialverträgliche Identität zu entwickeln und zu leben, ohne den verkürzten und klischeehaften Modetrends vom ›richtigen Mann‹ auf den Leim zu gehen. Dazu gehört auch, das *Rollenspektrum* über ›Konkurrenz-‹ und ›Karriereverhalten‹ hinaus aufzuweiten, vielfältigen Interessen nachzugehen, einen eigenen Freundeskreis zu entwickeln und zu pflegen. Männer, die sich auf die traditionellen Rollen als Familiernährer und Haushaltsvorstand zurückziehen, erleben die Pensionierung oft als dramatischen Absturz: Als schmerzlichen Verlust der persönlichen Mitte, als Statusverlust und Abwertung, als Weg in die Isolation und Abhängigkeit von der Partnerin. Frauen verfügen oftmals über das besser ausgebaute Netzwerk, aber auch über praktische Kompetenzen, die helfen, das Leben im Ruhestand zu meistern. Die Folgen sind nicht selten Rückzug, Krankheit oder gar der frühe Tod: In den ersten Monaten nach dem Tod ihrer Frau haben Witwer gegenüber verheirateten Männern gleichen Lebensalters eine um das Mehrfache erhöhte Sterblichkeit. Wenn die einseitige Festlegung auf den Beruf, die Rollen des Familiernährers und ›Haushaltsvorstands‹, die Orientierung an Konkurrenz, Sachgesetzlichkeiten, Leistung und Erfolg zur Vernachlässigung eigener Interessen, der Pflege eines eigenen Freundeskreises führt, kann dies zum lebensbedrohlichen Risiko geraten. Die moderne ›Work-Life-Balance‹-Forschung mündet in die Einsicht: »Multiple Rollen sind grundsätzlich vorteilhaft für Männer wie für Frauen.«<sup>56</sup>

Über Generationen waren mit ›Kinder‹, ›Küche‹ und ›Kirche‹ die Dominanzrollen umrissen, auf die Frauen alternativlos festgelegt wurden. Die sprunghaft gestiegenen Anteile hoch gebildeter und gut ausgebildeter Frauen, die gestiegenen Berufs- und Karrierechancen jenseits traditioneller Rollenverpflichtungen haben das Rollenspektrum für die meisten Frauen erweitert, ihre gesellschaftliche Anerkennung hat die Frauenbewegung erwirkt. Frauen, die versuchen, Familienarbeit und berufliche Karrierepläne parallel zu verwirklichen, werden eine aus dieser Doppelbelastung resultierende Überforderung reklamieren, die sie an den Rande der Erschöpfung bringe. Doch die moderne Forschung nährt Zweifel an dieser auf den ersten Blick plausiblen Sichtweise: Bründel und Hurrelmann vertreten stattdessen die These der besonderen Schutzfunktion eines breiten Rollenspektrums.<sup>57</sup> Mit Verweis auf aktuelle amerikanische Befunde ergänzt Ursula Nuber die entlastende Funktion von ›Doppelstress‹: »Je mehr Rollen man ausübt, desto geschützter ist man, wenn es in einem Bereich mal nicht so gut läuft. Wie Studien belegen, können Misserfolge, Ärger und Stress besser verkraftet

werden, wenn man aus einem anderen Lebensbereich Kraft und Mut holen kann... Viele Rollen zu haben bedeutet auch, ein hohes Maß an sozialer Unterstützung zu genießen...«<sup>58</sup> Das viel beklagte Phänomen der Überarbeitung werde hingegen überschätzt.<sup>59</sup> Womöglich bedarf es hier weiterer Forschung, um an der anwachsenden Zahl karriereorientierter Mütter die langfristigen Folgen dieser Doppelbelastung zu ermitteln und Entscheidungssicherheit zwischen beiden Annahmen - Schutzfunktion vs. überlastungsbedingte Risiken - zu gewinnen. Gegenwärtig deutet sich an, daß Familienleben und Erwerbssituation zusammen nicht per se Schutzwirkungen entfalten, sondern nur dann, wenn beide Rollen sich durch bestimmte Qualitäten auszeichnen.

Unumstritten ist, daß das Leben vieler Männer wie ehemals zugeschnitten ist, auf ein zwanghaftes Wettbewerbsdenken<sup>60</sup>, auf eine fortwährende Suche nach Anerkennung, den Drang, um jeden Preis zu beeindrucken<sup>61</sup>, teilweise auch Macht und Herrschaft über andere auszuüben und - ganz im Sinne der Hegemoniethese - ihren Einfluß- und Herrschaftsraum gegenüber anderen zu verteidigen oder auszuweiten. Ihre Ks sind oftmals einseitig auf ›Konkurrenz‹ und ›Karriere‹ zugespitzt, denen nicht selten der ›Kollaps‹ auf dem Fuße folgt.<sup>62</sup> Nicht nur die offensichtliche Riskantheit dieses *verengten Rollenspektrums* sollte zu denken geben - vieles spricht dafür, daß persönliches Lebensglück mit der Vielseitigkeit einer Person, mit Interessenvielfalt, Wahlfreiheiten und Selbstbestimmung korrespondiert.

*Von welchem Nutzen sind die gewonnenen Einsichten? Welche Lösungsmöglichkeiten bieten sich an?*

Die Beantwortung dieser Fragen fällt nicht leicht: Es gelingt unschwer, die vorherrschenden Stereotypen dingfest zu machen. Doch im Lichte der Empirie gibt es ›die Männlichkeit‹ eigentlich nicht.<sup>63</sup> Was man findet ist eine große Bandbreite gesellschaftlicher Facetten von Männlichkeit, individuelle Protagonisten, die dem dominierenden Leitbild jeweils mehr oder weniger genügen: Die Rede von ›der Männlichkeit‹ ist bei aller Plausibilität eine grobe Vereinfachung. Tatsächlich würde man - differenzierend nach Lebensstilen und Milieus - ›Softies‹ und in ihrer Geschlechtsrollenidentität verunsicherte Männer ebenso finden, wie ›proletarische‹ Muster von Männlichkeit, Männer vom Typ ›konventioneller‹ Bürgerlichkeit mit den Attributen ›Familienernährer‹ und ›Haushaltsvorstand‹, den Typ des ›young urban professional‹, aber auch kinder- und familienorientierte Väter, ›klassische‹ Machos usw.<sup>64</sup> Die hier angestellten Überlegungen, gelten zuallererst für den männlichen Geschlechterstereotyp selbst, für den ihm eigenen Willen zur Machtausübung, zu übersteigertem Leistungs-, Wettbewerbs- und Erfolgsstreben. Sie gelten zweitens für Menschen beiderlei Geschlechts,

die dieses Leitbild zur Richtlinie ihres Handelns erklären und, drittens, um die beiden Geschlechter rudimentär miteinander vergleichen zu können.

Die Literatur ist sich auch keineswegs einig darüber, was als das ›eigentliche‹ Wesen und das wünschbare Bild gelungener Männlichkeit gelten soll. Während Bründel, Hurrelmann und Zilbergeld eher den selbstreflexiven Mann im Auge haben, der versucht ist, die herrschenden Klischees umschiffend, sein eigenes ›Ich‹ zu finden, sukzessive zu verwirklichen und in eine ihm und seinen Mitmenschen adäquate Lebenspraxis fließen zu lassen, halten Biddulph und Twrznik an der Vorstellung vom ›wilden Mann‹ fest, den sie als der Männlichkeit inhärent ansehen.<sup>65</sup> »Soweit ich nach vielen Gesprächen mit Frauen erkannt habe, sehnen sie sich nach einem ›wilden‹ Mann. Einem Mann, der authentisch und stark ist, zivilisiert aber unangepaßt, zärtlich aber ungezähmt. Frauen wollen einen Mann, der sie fördert und fordert, einen Mann, dem es wichtig ist, dass seine Partnerin sich weiterentwickelt und eine starke, reife, ›wilde‹ Frau ist.«<sup>66</sup> Das Zitat macht deutlich, auf wie schwachem empirischen Fundament das Bild vom ›wilden Mann‹ ruht, und wie normativ das Konzept ist: Der ›wilde‹ Mann ist geradewegs aus den (vermeintlichen) Wünschen ›der Frau‹ abgeleitet, als pauschales Konstrukt, das eben nur nach ›Mann-Sein‹ fragt, nicht aber nach individuellen Bedürfnissen oder der Frage, welche Identität angemessen erscheint und welches Rollenset eine Person authentisch zu spielen in der Lage ist.

›Risiko‹ erschöpft sich nicht im Wahrnehmen und Analysieren drohender Verluste. *Risiko ist immer auch normativ*, abhängig von individuellen Präferenzen und Wertentscheidungen: Was den Einen ängstigt ist dem Anderen Lustgewinn - das tägliche Geschehen auf den Straßen, im Genuß- oder Freizeitverhalten gewährt zahlloses Anschauungsmaterial. Während *ego* angestrengt um die Ausschaltung von Gefahren und die Herstellung von Sicherheit bemüht ist, gerät ›no risk no fun‹ zum Credo von *alter*. Wieder andere präferieren Risiken mit bestimmten Charakteristika - etwa solchen, die hohen Nutzen versprechen -, während sie andere Risiken - etwa zugemutete - strikt ablehnen. Krämer und Mackenthun zitieren einen englischen Arzt, der das Leben eines Mannes mit besonders niedrigem Risiko für koronare Herzkrankheiten in tristen Farben ausmalt: Er sei »ein verweichlichter, städtischer Angestellter oder Leichenbestatter, physisch und geistig träge und ohne Spritzigkeit, Ehrgeiz oder Konkurrenzdenken, der niemals versucht hatte, irgendeinen Termin einzuhalten; ein Mann ohne Appetit, der sich von Obst und Gemüse ernährt, das er mit Maisöl und Walfischtran anmacht; ein Nichtraucher, der den Besitz von Radio, Fernsehen und Auto verschmäht, mit vollem Haarschopf, aber dürr und unathletisch, doch ständig bestrebt, seine kümmerlichen Muskeln zu trainieren. Mit niedrigem ... Blutdruck, Blutzucker, Harnsäurespiegel und Cholesterin, hat er seit seiner prophylaktischen Kastration Vitamin B<sub>2</sub> und B<sub>6</sub> und

über längere Zeit Blutverdünnungsmittel eingenommen.«<sup>67</sup> Diese Überlegungen zeigen, daß es verfehlt wäre, ›die‹ oder ›bestimmte Männer‹ zur Besinnung und zur Umkehr zu gemahnen: Es muß der Entscheidung des Einzelnen überlassen bleiben, was als lebenswert angesehen wird, welche individuelle Mischung aus Risiko und Sicherheit präferiert wird und zwar wenigstens insoweit, als andere durch diese Lebensweise nicht in Mitleidenschaft gezogen werden.

Was erstens bleibt, ist deshalb die die Aufklärung darüber, daß Männlichkeit nicht nur eine neutrale Geschlechtskategorie darstellt, sondern in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Form mit inhärenten Risiken behaftet ist, die dem Einzelnen unbekannt und unter Umständen unakzeptabel sein mögen. Der praktische Wert der Forschung über ›Männlichkeit als Risiko‹ mag daher zunächst in der Aufklärung über verborgene Gefährdungen und Zumutungen von stereotypisierten männlichen Geschlechtsrollen dienen. Alle substanziellen Empfehlungen stehen hingegen unter dem Vorbehalt, daß der oder die Adressaten tatsächlich beabsichtigen, alternative Entwicklungspfade zur beschriebenen, konventionellen männlichen Geschlechtsrolle und den ihr immanenten Risiken zu suchen.

Bleibt das *selbstreflexive männliche Subjekt*: Selbstreflexivität - heißt das nicht inne zu halten und über sich und das Leben, vielleicht die gerade anliegende Situation nachzudenken: Wer bin ich? Welche Rollen spiele ich? Wie komme ich darin vor? Was wurde mir von anderen aufgebürdet? Werden mir die Anforderungen und Ziele gerecht? Der Wert, kritisch über die gegenwärtigen Männlichkeitsstereotypen nachzudenken, wird deutlich, wenn man ihre Risiken handlungstheoretisch beleuchtet: Risiken resultieren stets aus eigenen oder fremden Entscheidungen zwischen verschiedenen Optionen - und den negativen Konsequenzen, die diese Entscheidungen nach sich ziehen. Wenn es gelungen sein sollte, herrschende Mythen und Klischees von ›wahrer Männlichkeit‹ oder von ›richtiger männlicher Sexualität‹ als Zerrbilder zu entlarven, dann liegt der praktische Nutzen unserer Überlegungen auf der Hand: Zwischen unterschiedlichen Optionen abzuwägen und zu entscheiden heißt auch, andere Entwicklungspfade einschlagen zu können als die einmal erlernten. Die Wahl eines eigenen, nicht an den herrschenden Standards und Leitbildern ausgerichteten Lebensweges kann zu Selbstverwirklichung verhelfen, zum Ausleben einer subjektiv als angemessen erlebten Männlichkeit. Von gesellschaftlich gültigen Normen abweichende Männlichkeitsschemata - etwa das Ausleben von ›unmännlichen‹ Emotionen - können Irritationen, soziale Kontrolle und gegebenenfalls auch Sanktionen hervorrufen. Die sich kulturell ausdifferenzierende Gegenwartsgesellschaft bringt freilich eine Ausweitung der Toleranzspielräume von Normen, abnehmende soziale Kontrolle und Sanktionsbereitschaft mit sich. Damit wachsen auch die individuellen Spielräume für das unbehelligte Ausleben

vielfältigster Lebensstile; vorrangig geht es darum, diese im historischen Maßstab enorm ausgeweiteten Ermessens-, Handlungs- und Entscheidungsspielräume bewußt auszuschöpfen um den eigenen Wünschen und Bedürfnissen zur Erfüllung zu verhelfen. Die in der *individualisierten Gesellschaft* gewachsenen Gestaltungsspielräume gelten auch für die Komposition der Geschlechtsrollenidentität. Dies kann beispielsweise heißen, durch geschicktes Rollenmanagement das persönliche Rollenset flexibel umzugestalten, sich zugunsten neuer Aufgaben von bestimmten Zwängen freizumachen - oder wenigstens, ihnen mit der nötigen Distanz zu begegnen -, bestimmte Positionen zu räumen oder Symbole abzulegen, wenn man glaubt, daß diese der eigenen Persönlichkeit unangemessen sind. Biddulph exemplifiziert das am Beispiel der Krawatte: »Die Symbolik ist klar. Sie besagt ›Wie Sie sehen, bin ich bereit, mich anzupassen... Ich bin bereit ... [sie] in Kauf zu nehmen, damit Sie sicher sein können, dass ich auch andere Erniedrigungen und Einschränkungen akzeptiere, um diesen Job zu bekommen oder zu behalten... Sie ist ein Gängelband«. <sup>68</sup>

Der Wert der *Aufklärung* über vorherrschende Geschlechterstereotypen kann bedeutend sein: Zilbergeld räumt beispielsweise mit Mythen über Sexualität auf. Dies kann Jugendlichen helfen, auf dem Weg nach gelungenem partnerschaftlichem und Liebesleben, keinem unrealistischen Erwartungsdruck zu erliegen, sondern, durch die Wahrnehmung von Alternativen, einen selbstbestimmten Weg zu gehen. Alleine das Aufzeigen von Sackgassen kann dazu beitragen, die eigene Entscheidungsfindung zu beeinflussen, Alternativen offen zu legen und die Wahl bewußter zu machen. Selbstreflexivität kann auch bedeuten, sich von der tagtäglichen Werbesemantik frei zu machen: »Sie sind nur dann wertgeschätzt, begehrens- oder liebenswert, wenn Sie eine bestimmte Eigenschaft besitzen, die Sie sich durch die Wahl eines Produktes oder einer Dienstleistung aneignen wollen«. Realistisch betrachtet laufen die gegenwärtigen Modernisierungsprozesse unserer Gesellschaft darauf hinaus, daß immer weitere Lebensbereiche in ein Marktgeschehen transformiert werden. Mit Blick auf Partnerschafts- oder Heiratsmärkte komme es ganz auf die ›Attraktivität‹ einer Person an: Auf ihre ökonomische Potenz, auf demonstrativen Konsum, das Zurschaustellen von Erfolg und Leistungsfähigkeit, und nicht zu vergessen auf Schönheit. Jugendlichkeit, Fitness, Gesundheit und Schönheit gehen, läßt man die Werbebotschaften Revue passieren, ein nachfragekräftiges Syndrom ein. Nach der Fitness- droht nun auch die Schönheitswelle auf den männlichen Teil der Bevölkerung überzuschwappen: Sonnen- und Fitneßstudios, Beauty-Farmen, die Pharmaindustrie und plastische Chirurgie wittern Milliardenengeschäfte. Von muskulär gestähltem Körperbau, über die Beseitigung von krummen Nasen und Geheimratsecken, das Abschleifen oder Unterspritzen von Falten, das Absaugen unerwünschten Bauchspecks bis zum Einbau von Kunststoffprofilen, um das Kinn eckiger, männlicher erscheinen zu lassen, ist schon heute alles möglich.

Es bleibt jedem selbst überlassen, sich diesen Mechanismen auszusetzen oder nicht, zu beurteilen, welche Stabilität das Selbst, welche Tiefe Partnerschaften entfalten können, die auf der Basis fragiler Äußerlichkeiten fußen. Vor langer Zeit hat Erich Fromm darauf hingedeutet, daß, wer wirklich in sich selbst ruht, einer Abstützung der Identität durch Surrogate nicht bedarf.<sup>69</sup>

Bründel und Hurrelmann weisen in ihren Analysen auf ungeeignete, teilweise kontraproduktive *Copingstile* bei Überlastung, Konflikten und drohenden gesundheitlichen Problemen hin. Die höhere Lebenserwartung von Frauen führen sie auf ein insgesamt besseres und flexibleres Anpassungsverhalten im Alltagsleben, aber auch in Krisensituationen zurück.<sup>70</sup> Männlichkeit assoziieren sie mit ›Typ A‹. Dahinter verbergen sich Personen die von Leistungsstreben, Ungeduld, Konkurrenzdruck, Ärgerlichkeit und Stress geplagt, oftmals zu einem riskanten Copingverhalten neigen: Statt psychisch und gesundheitlich verträgliche Bewältigungsstrategien zu verfolgen - etwa Gelassenheit zu lernen, sich Auszeiten einzuräumen, sich fremder Hilfe zu bedienen, Emotionen auszuleben -, setzen die Protagonisten dieses Typs oftmals auf zusätzliche Risiken wie Medien-, Genußmittelkonsum oder Durchboxen um jeden Preis.<sup>71</sup> Zu den elementaren Ressourcen für eine erfolgreiche Lebensführung gehört soziale Unterstützung. Sie beruht auf der Schaffung und Pflege von Freundschaftsnetzwerken. Diese Kontakte sollten auf Kooperation nicht auf Konkurrenz und Wettbewerb ausgerichtet sein, einem Mit- statt einem Gegeneinander verpflichtet sein.

Eine andere Quelle für Wohlbefinden und Gesundheit liegt in der *Vielseitigkeit der Persönlichkeit*. Trotz der Doppelbelastung mit Beruf und Haushalt, scheint für Frauen die größere Rollenvielfalt eine gewisse Schutzfunktion auszuüben: »Generell zeigt die Forschung, daß Rollenvielfalt eher der Gesundheit förderlich ist als die Fixierung auf nur eine oder wenige Rollen.«<sup>72</sup> Es mag riskant sein, mit ›Konkurrenz‹ und ›Karriere‹ alles auf eine Karte zu setzen und der Krise der ›Arbeitsgesellschaft‹ durch eine noch rigidere Arbeits- und Leistungsorientierung zu begegnen: Die Verwundbarkeit einer Person ist dort am größten, wo ihr ›Lebensmittelpunkt‹ betroffen ist. Aber auch der Umstand, daß sich unsere Gesellschaft im Zustand wachsender Dekomposition und Dekonstruktion befindet, mit einer rapiden Abnahme vormaliger soziokultureller Einbindungen und Gewißheiten, kann die Verankerung der Identität auf nur einen Lebensbereich riskant machen: Gesellschaftliche Krisen, wie etwa die Massenarbeitslosigkeit, aber auch die Krise der großen Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft - Ehe, Familie, Kirchen, Parteien, Gewerkschaften - können unvermittelt auf die Lebensentwürfe von Menschen durchschlagen und als eine Bedrohung der gesamten Identität erlebt werden. Auch hier könnte eine größere Rollen- und Interessenvielfalt, die Pflege von Hobbies und von Freundschaftsnetzwerken Entlastung bringen.<sup>73</sup>

Bleibt die *emotionale Verkümmerng* der Männlichkeit. Bründel und Hurrelmann sehen in der gefühlsmäßigen Emanzipation der Männer, verbunden mit der Entwicklung ihrer Empathiefähigkeit wichtige, wenn nicht die zentralen Faktoren, die über die Zukunft des ›starken‹ Geschlechts entscheiden: »Der Schlüssel zu einer neuen Form von Männlichkeit scheint die Entdeckung der eigenen Empfindsamkeit zu sein«,<sup>74</sup> der Empfindsamkeit gegenüber sich selbst, seinen Wünschen, Bedürfnissen, den Signalen des Körpers, wie auch der Sensibilität gegenüber anderen.

Auf gesellschaftlicher Ebene könnte es sinnvoll sein, solchen *Institutionen entgegen zu wirken*, welche die Kultur der hegemonialen Männlichkeit befördern, die den Codes Macht, Gewalt, Wettbewerbs- und Konkurrenzdenken verpflichtet sind und an der Aufrechterhaltung bestehender Macht- und Herrschaftsverhältnisse interessiert sind. Das Militär, bestimmte Kampfsportarten, Burschenschaften, gewaltorientierte Medien, die Pornoindustrie, exklusive Männerclubs aber auch das Wirtschaftssystem und seine auf das männliche Leistungs- und Karrieremodell gerichtete Logik<sup>75</sup> seien Beispiele hierfür. Connell setzt Hoffnungen auf die Außenwirkungen der *Männer- und Schwulenbewegung*. Es drängt sich jedoch der Verdacht einer Überschätzung der gesellschaftlichen Deutungs- und Gestaltungsmacht dieser Bewegungen auf.<sup>76</sup> Die US-amerikanischen und australischen Verhältnisse lassen sich nicht einfach auf die deutsche Gegenwartsgesellschaft übertragen. In der freiheitlichen Gesellschaft ist es allerdings einem jeden selbst überlassen, zum Anhänger oder Mitglied solcher Institutionen zu werden, sich als Konsument ihrer Angebote zu bedienen oder nicht.

Was in der Kritik steht, sind weniger die Männer selbst, sondern traditionelle Männlichkeitskonzepte, die einseitig auf Dominanz und Hierarchie aufbauen und auf einseitige, riskante, konkurrenzbezogene und emotional distanzierte Lebensstile hinauslaufen<sup>77</sup> - Klischees, denen sich in der Gegenwartsgesellschaft freilich auch Frauen verpflichtet fühlen können. So gesehen sind die diskutierten psychosozialen und -somatischen Risiken nicht den Männern alleine vorbehalten, sondern all jenen Personen, gleich welchen Geschlechts, die ihr Entscheiden und Handeln an diesen Leitbildern ausrichten; gegenwärtig sind das noch überwiegend Männer. Die Verbreitung dieser Zerrbilder ist groß, ihre soziale Durchschlagskraft und Langlebigkeit stützt sich zum einen auf ihre tagtägliche Reproduktion durch die in unserer Gesellschaft lebenden Menschen. Zum anderen verbinden verschiedene, zum Teil mächtige gesellschaftliche Institutionen ein Interesse mit der Aufrechterhaltung vorhandener Geschlechterstereotypen und der Aufrechterhaltung der damit einhergehenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Ob es in absehbarer Zeit gelingen kann, eine »*Dekonstruktion des sozialen Geschlechts*«<sup>78</sup> zu erzielen, ist deshalb mehr als fraglich. Auf der individuellen Ebene, freilich, das

sollten diese Überlegungen klar gemacht haben, ergeben sich große Wahlfreiheiten, zumindest für den erwachsenen Menschen.

## Anmerkungen

- 1 Dieses Papier entstand im Rahmen meiner Mitwirkung im ›TanGens‹-Programm an der FH Furtwangen. Mit dem Kompetenzzentrum ›TanGenS‹ - Technology and Gender in Applied Sciences - versucht die FHS Furtwangen, bereits vorhandene Genderforschung zu erweitern und zu institutionalisieren. Informationen zu Tangens finden sich bei <http://www.tangens.fh-furtwangen.de/>  
Für ihre konstruktive Kritik, die zur Verbesserung dieses Papiers beigetragen hat, danke ich Dr. Marion Dreyer (Universität Stuttgart), Dr. Karin Töpsch und Iris Tinsel, M.A. (TanGenS-Kompetenzzentrum an der FH Furtwangen). Bei der Textkorrektur half Sabine Mertz-Bückle: Dankeschön!
- 2 Vgl. auch Pinker, S. 2003: *The blank slate. The modern denial of human nature*, New York.
- 3 Exemplarisch: Paulus, J. 2003: *Die Werkzeuge im Kopf. Ein Interview mit der Evolutionspsychologin Leda Cosmides*. In: *Psychologie Heute*, 5/2003: 68f.
- 4 Exemplarisch: Meuser, M. 2001: *Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit*; Connell, R. 1987: *Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics*, Cambridge., Bourdieu, P. 1997: *Die männliche Herrschaft*, in: Dölling, I. und Kraus, B. (Hg.): *Ein alltägliches Spiel: Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt a.M.: 153-217; Bründel, H. und Hurrelmann, K. 1999: *Konkurrenz, Karriere, Kollaps. Männerforschung und der Abschied vom Mythos Mann*, Stuttgart: 48; Döge, P. 1999: *MannSein - Rolle oder Schicksal*. Schriftliche Fassung eines Vortrages auf der Tagung ›Politik der Liebe‹ der Hessischen Gesellschaft für Demokratie und Ökologie am 13.12.1999.
- 5 Hoerning, E.M. 1989: *Erfahrungen als biographische Ressource*, in: Alheit, P. und Hoerning, E.M. (Hg.): *Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung*, Frankfurt a.M.: 154.
- 6 Meuser, M. 1998: *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Opladen: 21-50.
- 7 Durkheim, E. 1976: *Regeln der soziologischen Methode*, Darmstadt: 182f.
- 8 Exemplarisch: Brandes, H. 2002: *Der männliche Habitus*, Opladen: 20f., Meuser, M. 1998: Kap. 2.2.
- 9 Vgl. Conell, R.W. 1995: *Neue Richtungen für Geschlechtertheorie. Männlichkeitsforschung und Geschlechterpolitik*, in: Armbruster, C., Müller, U. und Stein-Hilbers, M. (Hg.): *Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse*, Opladen: 65
- 10 Vgl. Meuser, M. 1998: 4.1.
- 11 Bründel / Hurrelmann 1999: 48.
- 12 Zusammenfassend: Bründel / Hurrelmann 1999: 1.2
- 13 Bründel / Hurrelmann 1999: 15.
- 14 Die durchschnittliche Lebenserwartung betrug 2000 75 bzw. 81 Jahre. Statistisches Bundesamt 2002: [www.destatis.de/basis/d/bevoe/bevoetab3.htm](http://www.destatis.de/basis/d/bevoe/bevoetab3.htm)
- 15 Statistisches Bundesamt 2003: *Pressemitteilung vom 13.1.*, veröffentlicht in: [www.destatis.de/presse/-deutsch/pm2003/p0130092.htm](http://www.destatis.de/presse/-deutsch/pm2003/p0130092.htm). Insgesamt befanden sich unter den 2001 in Deutschland Verstorbenen 46% Männer und 54% Frauen.
- 16 DHS (Hg.): *Jahrbuch Sucht 2003*: 108.
- 17 Statistisches Bundesamt 2003: *Pressemitteilung vom 13.1.*, veröffentlicht in: [www.destatis.de/presse/-deutsch/pm2003/p0130092.htm](http://www.destatis.de/presse/-deutsch/pm2003/p0130092.htm).
- 18 Vgl. Heinz, W. 2002: *Kriminalität von Deutschen nach Alter und Geschlecht*, Konstanz. Zu finden unter [www.uni-konstanz.de/rtf/kik/deutsche2000/he208-7g.html](http://www.uni-konstanz.de/rtf/kik/deutsche2000/he208-7g.html).
- 19 Kandera, J. 2003: *Gewaltprävention an Schulen*, in: *Deutsches Ärzteblatt*, Jg. 100, Heft 18: B 1022.
- 20 Romberg, J. 2003: *Jungs*, in: *Geo*, Heft 3: 68.
- 21 Statistisches Bundesamt 2002: *Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland*, Wiesbaden: 426f.
- 22 Statistisches Bundesamt 2002: 350f.

- 23 DHS 2003: 48 und 124.
- 24 Bründel / Hurrelmann 1999: 8.
- 25 Statistisches Bundesamt 2002: 426f.
- 26 Bründel / Hurrelmann 1999: 104.
- 27 Statistisches Bundesamt 2002: 422.
- 28 Statistisches Bundesamt 2002: 363.
- 29 Statistisches Bundesamt 2002: 426f.
- 30 Statistisches Bundesamt 2003: Insgesamt befanden sich unter den 2001 in Deutschland Verstorbenen 46% Männer und 54% Frauen.
- 31 Durkheim, E. 1988: Über soziale Arbeitsteilung, Frankfurt a.M.: 103.
- 32 Mitscherlich, A. 1973: Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft, München. In einem Projekt zur Wahl natur- und ingenieurwissenschaftlicher Berufe wurde die Bedeutung der vaterlosen Gesellschaft im Sinne fehlender elterlicher Vorbilder offenkundig: Zwick, M.M. und Renn, O. 2000: Die Attraktivität von technischen und ingenieurwissenschaftlichen Fächern bei der Studien- und Berufswahl junger Frauen und Männer, hg. von der Akademie für Technikfolgenabschätzung in Baden-Württemberg, Stuttgart: Kap. 4.5.
- 33 Vgl. Der Spiegel 1997: Sorgerecht - Verlierer sind die Männer, Heft 47 vom 17.11.1997.
- 34 Bründel / Hurrelmann 1999: 58f.
- 35 Wissenschaftlicher Dienst des Deutschen Bundestages 2002: »Elternzeit von Männern«. Der aktuelle Begriff Nr. 4/02, Berlin.
- 36 Biddulph, S. 2002: Männer auf der Suche, München: 211.
- 37 Herb Goldberg, zit. in: Döge 1999: 1.
- 38 Vgl. Döge 1999: 1.
- 39 Vgl. Biddulph 2003: 245.
- 40 Vgl. Bründel / Hurrelmann 1999: 167.
- 41 Vgl. Koch, G. (Hg.) 1978: Soap opera. Frauen und Film 42, Basel.
- 42 Connell, R.W. 2000: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Opladen: 97ff.
- 43 Weber, M. 1981: Askese und kapitalistischer Geist, in ders.: Die protestantische Ethik I, Gütersloh: 165-190.
- 44 Vgl. Biddulph 2003: 204.
- 45 Bründel und Hurrelmann weisen darauf hin, daß 1996 viermal so viele Männer wie Frauen an Alkoholismus verstarben (1999: 117). Den wöchentlichen, durchschnittlichen Alkoholkonsum junger Männer beziffert das Jahrbuch Sucht 2003 mit 77.1 Gramm reinem Alkohol, den von jungen Frauen mit 29.3 Gramm. (DHS 2003: 124).
- 46 Das Jahrbuch Sucht (DHS 2003: 48) weist - unter Rückgriff auf Mikrozensusdaten - für 1999 einen Raucheranteil von 35% bei den Männern und 22% bei den Frauen aus. In einer Baden-Württembergischen Repräsentativstudie aus dem Jahr 2001 gaben 11% der befragten, über 16jährigen Frauen, aber 19% der Männer an, gelegentlich zu rauchen. Die Anteile an Personen, die »häufiges« Rauchen einräumten betragen bei den Frauen 13%, bei den Männern 26%. (Risikosurvey der Akademie für Technikfolgenabschätzung in Baden-Württemberg, Stuttgart).
- 47 Zilbergeld, B. 2000: Männliche Sexualität, München: 15.
- 48 Vgl. Twrznik 2002: 194.
- 49 Biddulph, S. 2000: 38.
- 50 Zilbergeld 2000: 6.
- 51 Bründel / Hurrelmann 1999: 83.
- 52 Vgl. Bründel / Hurrelmann 1999: 83f.
- 53 Vgl. Zilbergeld 2000: 3.
- 54 Zilbergeld 2003: 82.
- 55 Hite, S. 1981: The Hite Report on Male Sexuality, New York.
- 56 Nuber, U. 2003: Arbeit und Familie. Wir können beides haben, in: Psychologie heute 5/2003: 22.
- 57 Vgl. Bründel / Hurrelmann 1999: 172.

- 
- 58 Nuber 2003: 23. Die Autorin stützt ihre Aussagen auf Barnett, R.C. und Hyde, J.S. 2001: Women, men, work, and family, in: American Psychologist 10/2001.
- 59 Nuber 2003: 23f.
- 60 Biddulph 2003: 18.
- 61 Biddulph 2003: 213.
- 62 Bründel / Hurrelmann 1999.
- 63 Vgl. Brandes, H. 2002: Der männliche Habitus, Opladen, Bd. 2: 260.
- 64 Es wäre instruktiv geschlechtsspezifische Risiken nach Lebensstilen aufzuschlüsseln. Aufgrund ihrer unzureichenden Operationalisierung kann die empirische Studie Zulehner und Volz, »Männer im Aufbruch«, aus dem Jahr 1998 nur vage Hinweise auf die Milieustruktur von Männlichkeitstypen gewähren. Der Stand der Forschung läßt erheblichen Nachholbedarf an empirischer Männerforschung erkennen.
- 65 Hierzu kritisch: Brandes 2002: 210f.
- 66 Twrznik, M. 2002: Aufbruch zum Mann, München: 17.
- 67 Krämer, W. und Mackenthun, G. 2001: Die Panik-Macher, München: 8.
- 68 Biddulph 2003: 186.
- 69 Fromm, E. 1976: Haben oder Sein, Frankfurt a.M.
- 70 Bründel / Hurrelmann 1999: 7.
- 71 Vgl. Bründel / Hurrelmann 1999: 139.
- 72 Bründel / Hurrelmann 1999: 172. Entgegen dieser These werden Frauen auf die Überlastung hinweisen, die bei der Vereinbarkeit von Berufs- und Familienarbeit entsteht und in Stress bzw. ein burn-out Syndrom münden kann. Langzeitforschung erscheint nötig, um zuverlässig zwischen diesen beiden konträren Hypothesen entscheiden zu können.
- 73 Vgl. Bründel / Hurrelmann 1999: 8.
- 74 Bründel / Hurrelmann 1999: 176.
- 75 Vgl. Brandes 2002: 262.
- 76 Connell 2000: Kap. 9. Kritisch dazu: Meuser 1998: 127.
- 77 Vgl. Bründel / Hurrelmann 1999: 185.
- 78 Connell 2000: 256.